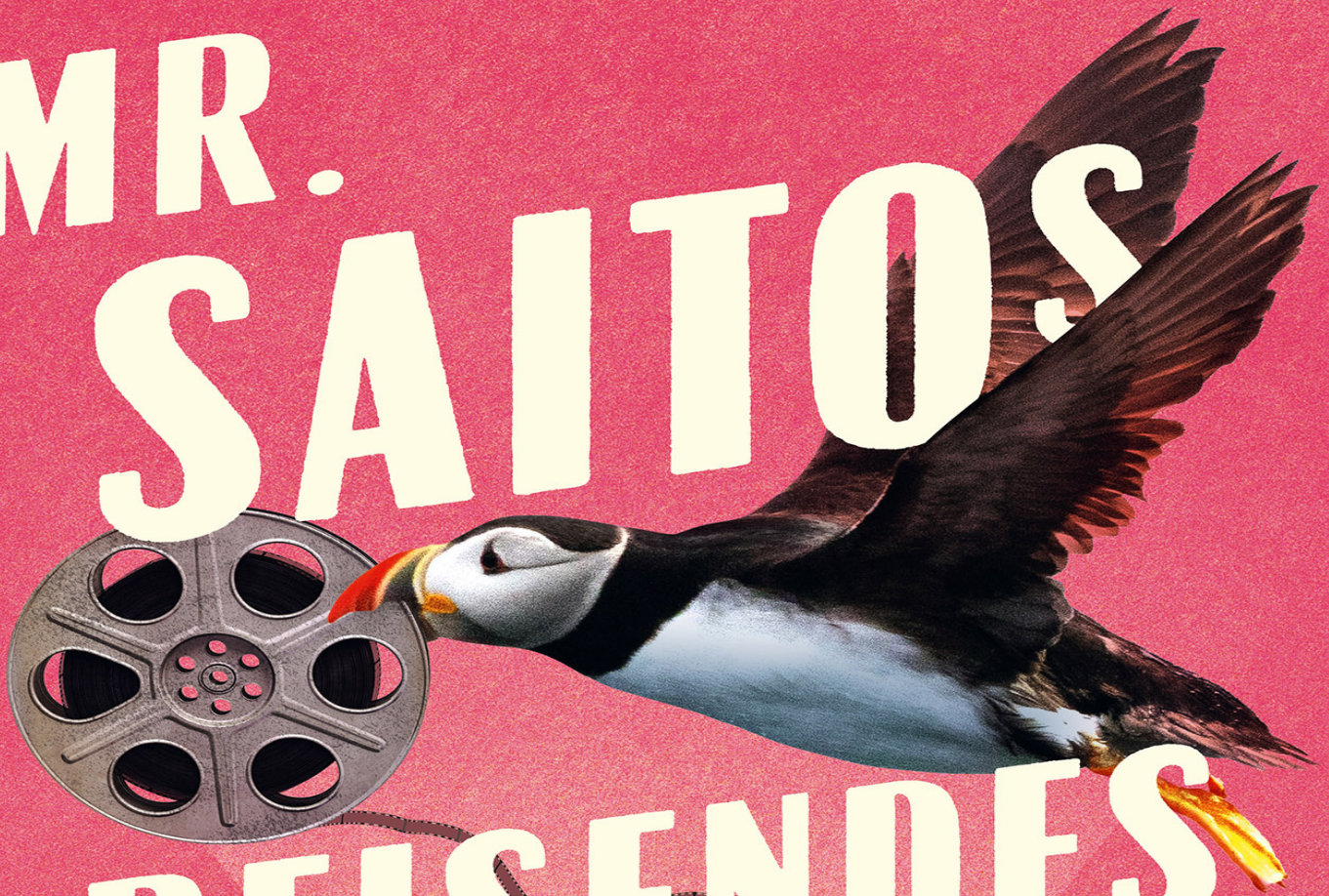


ANNETTE BJERGFELODT

MR. SAITOS



REISENDES KINO

ROMAN

DER
BESTSELLER
AUS
DÄNEMARK

HarperCollins

Zum Buch

Ich wurde 1927 auf einer Tanzfläche in Buenos Aires gezeugt ...

So beginnt Litas wundersame Reise mit ihrer schönen Mutter Fabiola, die neben Schuhen vor allem Tango liebt und so manches Chaos anzieht. Als die beiden dank dieser Eigenschaft gezwungen sind, ihre Heimat Hals über Kopf zu verlassen, landen sie unplanmäßig auf einer windgepeitschten Insel vor der Küste Neufundlands. Unterschlupf finden sie in einem Seemannsheim, das von einer Vielzahl schrulliger Charaktere bewohnt wird. Lita freundet sich schnell mit der gehörlosen Tochter der Gastgeber an, der einzigartigen Oona McGregor. Als sie den auf der Insel lang herbeigesehnten Mr. Saito das erste Mal begegnet, der mit seinem Wanderkino Nachrichten aus aller Welt zu ihnen bringt, ahnt Lita nicht, dass er ihr Leben für immer verändern wird.

Zur Autorin

Annette Bjergfeldt ist nicht nur eine viel beachtete, dänische Autorin, sondern auch eine für einen Grammy nominierte Singer-Songwriterin und Malerin. Zudem hält sie regelmäßig Songwriting-Sessions in örtlichen Gefängnissen und für Kinder mit besonderen Bedürfnissen ab. Ihre Begabung für das Geschichtenerzählen entwickelte sich, als sie für mehrere Jahre mit ihrer Musik durch die USA tourte und das Publikum zwischen den Liedern mit Geschichten unterhielt. Ihr musikalisches Gespür spiegelt sich auch in der lyrischen Prosa ihres gefeierten Debüts und ihrem zweiten Bestseller-Roman »Mr. Saitos reisendes Kino« wider, die zusammen in 27 Sprachen übersetzt werden.

Annette Bjergfeldt

MR. Saitos reisendes Kino

Roman

Aus dem Dänischen von Dagmar Mißfeldt

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Mr. Saitos Rejsebiograf bei Modtryk, Aarhus.

© Annette Bjergfeldt

Deutsche Erstausgabe

© 2025 für die deutschsprachige Ausgabe

HarperCollins in der

Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH

Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg

info@harpercollins.de

Dieses Buch wurde vermittelt durch die

literarische Agentur Salomonsson Agency

Covergestaltung von buxdesign, München

Coverabbildung von Lisa Höfner nach einem Entwurf von

Alette Bertelsen

E-Book Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 9783749908479

www.harpercollins.de

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation
zum Training generativer Technologien der künstlichen
Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten. Die Rechte der
Urheberinnen und des Verlags bleiben davon unberührt.*

Eine Liebesgeschichte in sieben Wellen

ERSTE WELLE

(1910 - 1937)

DER SCHUHKARTON

Ich wurde 1927 auf einer Tanzfläche in Buenos Aires gezeugt. Die Hintergrundmusik dazu war Carlos Gardels Tango *Valencia*, der sich in jenem Jahr in Argentinien landesweit zu einem Ohrwurm entwickelt hatte. Wer meine Mutter Fabiola Cordero de Dios kannte, wunderte sich vermutlich kaum über die Umstände meiner Entstehung.

Später waren eine Seereise in den Norden, ein Rauswurf in Nova Scotia und eine besondere Kopfhautmassage nötig, um ihr diese Angaben zu entlocken. Doch im Grunde war die Sache mit der Tanzfläche für niemanden eine Überraschung. Am allerwenigsten für mich. Schon als Kind wusste ich, dass Fabiola eigene Wege ging. Dass sie eine Fuchsmutter mit vielen Fluchtwegen war.

Fabiola war siebzehn Jahre vorher, 1910, irgendwo in San Telmo, dem ältesten Einwandererviertel von Buenos Aires, zur Welt gekommen. Da wog sie nur achtzehnhundert Gramm, weil sie zwei Monate zu früh geboren wurde.

Wenige Minuten nachdem Fabiola das Licht der Welt erblickt hatte, starb ihre Mutter im Wochenbett. Der frischgebackene Vater wusste nicht, was er machen sollte. Also bettete er in einem Anfall von Panik seine neugeborene Tochter in einen Schuhkarton, in dem früher ein Paar handgenähte Herrenschuhe aus weichem Kalbsleder gelegen hatte, jene Schuhe, in denen er im Jahr zuvor den Brautwalzer getanzt hatte. Den Schuhkarton hatte er vorher mit Lumpen ausgepolstert, und er starrte das kleine Geschöpf ungläubig an. Achtzehnhundert außergewöhnliche

Gramm waren auf die Welt gekommen, doch seine Gedanken kreisten nur um die Frau, die er gerade verloren hatte.

Als das Weinen des Kindes immer lauter wurde, lief er mit dem Schuhkarton in der Hand auf die Straße und stellte ihn samt Kind vor dem Tor des Klosters Santa Magdalena ab. Zur Erklärung hatte er ein paar Worte auf einen Zettel gekritzelt, allerdings ohne seinen Namen zu hinterlassen. Zum Schluss schrieb er *Perdonáme ... Verzeih mir*. Dann schob er den Zettel schnell zwischen die Lumpen und verschwand in der Nacht.

Als am nächsten Morgen beim ersten Hahnenschrei der Klostergärtner das Tor öffnete, um die Abfälle nach draußen zu bringen, sah er zu seinem Erstaunen den Karton auf der Türschwelle stehen, und als er hineinschaute, starrten ihn die klarsten Halbmondaugen an. Behutsam trug er den Schuhkarton in die Küche, wo er ihn an Schwester Delphine übergab. Sie stellte den Karton mit dem Kind neben den Kachelofen, und im Lauf des Vormittags wussten alle im Kloster, dass ein kleines Mädchen bei ihnen angekommen war.

Aus natürlichen Gründen konnte keine der Nonnen Milch geben, und nur sehr wenige rechneten damit, dass das winzige Wesen im Schuhkarton überlebte. Doch was uns nicht umbringt, macht uns bekanntlich stärker, und das Mädchen versetzte alle in Erstaunen.

Die Priorin, die aus Italien stammte und von Papst Pius X. ernannt worden war, gab dem Kind den Namen Fabiola, was *Böhnchen* bedeutet. Weil das Mädchen keine Eltern hatte, banden die Nonnen ihr den Nachnamen *Cordero de Dios ... Lamm Gottes* wie eine hoffnungsvolle Schleife um. Nun konnte das Lamm ins Kirchenbuch eingetragen werden, und Fabiola wurde in die Schar der von Gott behüteten Lebewesen aufgenommen.

Da Fabiola so schwächlich war, hielten es die Magdalenen-Schwestern nicht für möglich, dass das Mädchen viel größer würde als die Erbsenpflanzen im Kräutergarten. Aber die Ziege im Klosterhof gab Milch, und mit jedem Tag wurde Fabiola größer und kräftiger. Der Karton war ihr Start in die Welt, und im schwachen Duft der Kalbslederschuhe vom Vater fühlte sich das Kind geborgen.

Die Priorin betete zur Jungfrau Maria um ein Zeichen. Durfte das Kloster das kleine Mädchen behalten, oder musste es in eine richtige Familie weitergegeben werden?

Noch am selben Abend flog während der Vesper ein schwarzer Rabe ins Kloster und ließ sich weit oben unter den Gewölben nieder. Dort saß der Vogel eine Weile, um sich seine glänzenden Flügel zu putzen, und behielt dabei die Nonnen scharf im Auge. Falls die Priorin gehofft hatte, die Madonna würde eine zarte Misteldrossel schicken, die ihren Gesang anstimmte, wenn alle Vöglein zur Ruh' gegangen waren, hatte sie sich geirrt.

Aber man muss die Zeichen nehmen, die man bekommt. Rabe hin oder her. Die Priorin beschloss, dass es der Wunsch der Jungfrau Maria sei, dass das Kind bei ihnen bleibe.

Und so wuchs Fabiola im Haus Gottes auf. Wie die Nonnen ernährte sie sich von dem klostereigenen Gemüse, den Hühnereiern und den süßen blauen Weintrauben, die an den Hängen rund um die alten Gebäude wuchsen. Während spanische, russische und italienische Einwanderer um einen Platz in den Elendsvierteln kämpften, lernte Fabiola im Schutz der Klostermauern die Barmherzigkeit der Jungfrau Maria kennen. Die acht Stundengebete im Kloster folgten dem Zyklus des Tageslaufs und stellten ein Musikstück für sich dar. Die Nonnen von Santa Magdalena kamen aus aller Welt, und wenn sie nicht gerade beteten und sangen, brachten sie dem Mädchen Italienisch, Französisch und Englisch bei.

Sobald Fabiola aus ihrem Schuhkarton krabbeln konnte, wurde sie zu einer echten Streunerin. Die Priorin hatte gehofft, das Lamm Gottes würde schwanzwedelnd sein Leben im Kloster Jesus weihen, aber weit gefehlt. Das Mädchen hatte genug vom Eingesperrtsein.

Im Alter von vierzehn Jahren war Fabiola zu einer dunkeläugigen Bohnenstange mit sehr hohen Wangenknochen herangewachsen. Schlank gebaut, aber mit einem Paar erstaunlich langen Stelzen, auf denen sie leicht wie nichts aus dem Klostertor hinunter zum Rio de la Plata schlüpfte.

Am Fluss reihten sich Bars, Bordelle und Tanzsalons aneinander. Fabiola setzte sich auf eine Bank unter die violetten Jacarandabäume und versank, vor sich hin summend, in Träumereien, wobei sie die Passanten beobachtete und von den Ereignissen am Boden gefesselt war.

Dort unten gab es einiges zu entdecken: eine Schnecke auf dem Weg nach Spanien, eine unleserliche Postkarte mit exotischer Briefmarke und ein Schlüssel, der auf das nasse Flussufer gefallen war. Hatte ihn jemand vor Wut weggeworfen? Oder aus Zerstreuungheit verloren?

Auf ihren Streifzügen schnappte Fabiola auch eine Menge Verwünschungen und Flüche auf, die Leute in die Gosse gespuckt hatten: *Mierda, puta madre, imbécil, que boludo* und noch Schlimmeres.

Vor allem jedoch wetteiferten Schuhe laufend um ihre Aufmerksamkeit. Im Kloster Santa Magdalena hatten die Nonnen den Blick gen Himmel gerichtet, wobei ihre Sandalen unter ihren Gewändern verborgen blieben.

Jetzt, am Flussufer, eröffnete sich ihr eine ganz neue Welt. Fabiola wurde zur Wachhündin des Augenblicks, zu einem Mädchen mit einem Auge fürs Detail.

In den Straßen wimmelte es von Füßen. Ein wettergegerbter Gaucho ritt zu Pferd in langschäftigen Reitstiefeln vorbei. Ein Huf, eine Klaue, eine Pfote. Was machten diese Lackschuhe da ... Hatten sie sich verlaufen? Dort stand ein einbeiniger Unglücksvogel an einen Baum gelehnt; und da drüben stolzierte eine Frau mit schönen Knöcheln, die Fabiola mit ihren eigenen aber noch haushoch übertraf.

Hier liefen die Tagträumer, die Mutlosen, die Liederlichen, die Volltrunkenen, die Humpelnden, die mit schweren Beinen und natürlich die frisch verliebten Zicklein auf Champagnerbeinen.

Fabiola fiel auf, dass einige ihre Füße nach innen drehen, um nicht noch mehr Platz in Anspruch zu nehmen, wohingegen andere unverhohlen mit pummeligen Schuhspitzen und frechen Kreuzriemchen in Versuchung führten. Wohin gingen die Schuhe? Lief vielleicht irgendwo ein Paar, das Fabiolas Vater gehörte? Vor allem musste sie so schnell wie möglich ihre flachen braunen Flechtsandalen loswerden.

Der Gang eines jeden Menschen auf Erden ist einzigartig. Wie kommen wir dahin, wo wir hinwollen? Auf eiligen Absätzen, leichten Fußes oder mit schleppenden Schritten? Oder laufen wir bloß vor allem davon?

Alles fängt mit den Füßen an. Je nach Ziel braucht es natürlich das passende Schuhwerk: Ballettschläppchen, Kletterstiefel oder ein Paar große Schwimmflossen.

Fabiola schwor sich, ihre Reise in Tangoschuhen zu machen, denn Füße sind zum Tanzen da. Und die Füße meiner Mutter konnten nicht anders als mitzuschwingen, sobald irgendwo in der Stadt eine Melodie angestimmt wurde. Je mehr die Schwestern gen Himmel blickten, desto häufiger zog es Fabiola zu den Wundern auf dem Straßenpflaster. Sie blieb den Mahlzeiten im Kloster fern und

schwänzte die Kommunion. Wenn die Nonnen ihren Namen riefen, hallte als einzige Antwort nur ein Echo von den Wänden wider: *Fabiola ... ola ... ola ... olala!* Und Fabiola? Sie war unten am Rio de la Plata, um Riemchen, Absätze und Schuhspitzen zu studieren. Obwohl die Nonnen sie auf ein Leben in Kontemplation vorbereitet hatten, waren sie in dem Punkt machtlos. *Madre mia*. Das Mädchen war einfach verrückt nach Schuhen.

Nach vielen ernsten Gesprächen und gemeinsamen Gebeten zur Heiligen Madonna in der Seitenkapelle hatte die Priorin endlich ein Einsehen, und 1925 gelang es ihr, Fabiola eine Lehrstelle in einem exklusiven Schuhgeschäft im Zentrum von Buenos Aires zu verschaffen.

El Palacio del Zapatos lag in der Calle Florida in einer beeindruckenden Sahneschnitte von Gebäude, das garniert war mit geschwungenen Balkonen und einer kobaltblauen Markise, die sogar den Himmel in den Laden lockte. Der Schuhpalast besaß das schönste Schaufenster in der ganzen Straße und verkaufte mit Seide bezogene Stilettos und Herrenschuhe aus Antilopenleder an einen kleinen, erlesenen Kundenkreis. In den Schaufensterauslagen standen Knöpfungstiefel für den Besuch auf der Trabrennbahn im Hipódromo Argentino und äthiopische Morgenpantoffeln aus Silberbrokat als Zeichen, dass man den Tag nicht mit Arbeit vergeudete. Genussmenschen aus aller Welt leckten sich die Finger nach den handgenähten Modellen aus gefärbtem Ziegenleder. Schuhe, die man wie einen weichen Handschuh überstreifte. Tangoschuhe jedoch gefielen meiner Mutter am besten.

Als Fabiola in dem Geschäft zu arbeiten anfang, war sie gerade einmal fünfzehn Jahre alt. Sie begann ganz unten in der Hierarchie, galt als langbeiniges, einfältiges Mädchen, dem man jede Arbeit zumuten konnte. Indes stolzierte die

Besitzerin Señora Yvette mit perfekt gepflegten Nägeln und einer üppigen Hochsteckfrisur aus eingedrehten Flechtzöpfen umher – eine nach Lavendel duftende Brezel, die Fabiola nie direkt ansprach, sondern ihr Anweisungen lediglich über ihre anderen Angestellten erteilte, die wiederum meine Mutter herumkommandierten. Fabiola fand bald heraus, dass Señora Yvette Schuhe aus Europa am Zoll vorbei verschiffen ließ und dabei Kontakte nutzte, die ihre Familie seit Jahren pflegte. Die Regierung drückte dabei ein Auge zu und ließ die Lieferungen ungehindert den Hafen passieren. Dafür waren die Generäle nebst ihren Gattinnen häufig zu Gast im El Palacio del Zapatos und erhielten als Gegenleistung alles, worauf sie zeigten. Dieses Recht wurde im hinteren Teil des Geschäfts, wo das Sortiment für die ausgefallenste Klientel lagerte, weidlich ausgenutzt. Dieses Hinterzimmer war ein Anziehungspunkt für dekadente Reisende aus Europa und die berühmtesten Kunstschaaffenden der damaligen Zeit mit ihren Geliebten. In den Regalen stapelten sich die verwegenen Modelle, die nirgendwo sonst auf der Welt zu finden waren. Kubistische Schuhe mit aufgemalten Augen, goldenen Fischmäulern und Kiemen an den Seiten.

Zu diesem exklusiven Hinterzimmer war Fabiola der Zutritt verboten. Stattdessen bestand ihre Aufgabe im Laden darin, Schuhkartons mit einer der drei Meter hohen Leitern nach unten zu holen. Der ganze Tag war ein einziges Auf und Ab. Von oben schaute sie zu, wie unter der Leiter die schönsten Modelle der Welt wie Taubenküken auf einem Silbertablett nach vorn getragen wurden von Verkäufern mit Ziegenbärtchen und gezwirbelten Schnäuzern, die da gerade groß in Mode waren. Selbstverständlich verwendete man beim Anprobieren ausschließlich silberne und elfenbeinerne Schuhlöffel, und bei den Angestellten lag auch das kleinste Härchen nicht an der falschen Stelle.

Mindestens zehnmal am Tag musste Fabiola über die Hintertreppe hoch ins Lager im obersten Stockwerk des Gebäudes rennen. Dort wurden die neuen Kollektionsmuster und die Retouren aufbewahrt. Wenn Fabiola nicht gerade die Treppe hoch- und runterlief, wienerte sie bergeweise Schuhe.

»Alles noch mal!«, hieß es, obwohl die Schuhe so spiegelblank waren, dass Señora Yvette sich im Widerschein der Schuhspitzen Lippenstift auftragen konnte.

Das Personal hielt meine Mutter immer noch für eine dumme Gans. Keinem der Verkäufer war aufgefallen, dass Fabiola gut Italienisch, Französisch und Englisch sprach. Vor allem aber blieb ihnen verborgen, dass Fabiola die Körpersprache fließend beherrschte. Sie spürte sofort, welche Schuhe die Kundschaft glücklich machen würden, lange bevor die Herrschaften das Geschäft überhaupt betreten hatten.

Leider war Fabiola zu jung und unerfahren, um persönlich mit dem Verkauf betraut zu werden. Und sie ärgerte sich, wenn sie miterleben musste, wie man ein Mädchen vom Ballett mit einem Paar wunderschöner Stiefeletten aus dem Laden gehen ließ, weil Fabiola wusste, dass genau dieses Modell im Lauf des Tages anfangen würde zu drücken. Es muss genug Platz für einen empfindlichen blauen großen Zeh sein, wenn man Abend für Abend auf der Bühne vom Nationaltheaters auf der Spitze steht.

* * *

Eines Tages betrat die weltberühmte Josephine Baker den Laden. Das Gerücht über den Pariser Auftritt der Sängerin in einem Bananenröckchen war ihr vorausgetanzt, und ihr folgte eine Schar von Bewunderern sowie ein Fahrer von der Straße, der sich aus freien Stücken bereit erklärt hatte, ihre

Einkäufe zu transportieren. Die Angestellten umschwärmten Josephine wie Killerbienen eine Crema Catalana; aber sie wedelte sie alle weg und zog es vor, sich allein im Geschäft umzusehen. Da entdeckte sie Fabiola, die mit einem Karton unter dem Arm ganz oben auf der Leiter stand.

»Mademoiselle. Ich brauche etwas anderes. Sie, die Sie so jung sind. Kommen Sie da runter und überraschen Sie mich!«, gurrte Miss Baker auf Französisch und schmiss ihren Pelzmantel auf den Boden.

Fabiola kletterte nach unten, schielte zu Señora Yvette, warf einen Blick auf Miss Bakers Füße und traf dann eine Entscheidung. Meine künftige Mutter steuerte zielstrebig das exklusive Hinterzimmer im Laden an, trat über die verbotene Schwelle und überschritt den Rubikon. Dort fand sie ein Paar fünfeckige silberne Sandalen aus Barcelona mit doppelten Riemchen und Absätzen in Form von futuristischen Weintrauben.

Fabiola kniete sich vor Miss Baker, um ihr die Schuhe anzuziehen. Lange ging Josephine im Laden auf und ab und begutachtete sich im Spiegel. Die silbernen Riemchen glitzerten auf der braunen Haut, und alle hielten den Atem an.

»In diesen Schuhen steckt ein Abenteuer. Vorn sind sie lustig und ausgelassen, und doch hebt sich das Gewölbe wie ein Vogelflügel. In denen könnte ich den ganzen Tag tanzen und hätte immer noch gute Laune, wenn ich ins Bett gehe«, sagte Miss Baker mit einem Lachen.

»*Oui!*«, antwortete Fabiola, die jetzt mutiger geworden war. »Das katalanische Modell hat nichts dagegen, an der Spitze zu gehen, es macht die schönsten Knöchel, ohne dass die Füße ermüden.«

»Kluges Mädchen«, sagte Josephine nickend.

Sie kaufte gleich drei Paar, und der Fahrer trug die Kartons zum Auto. Anmutig hob Miss Baker den Pelzmantel vom

Boden auf, bevor sich die Ladentür hinter ihr schloss.

An jenem Tag wurde Señora Yvette auf Fabiola aufmerksam, und Fabiola machte sich ein paar Erzfeinde. Die anderen Angestellten hatten als Señora Yvettes Lieblingsverkäufer ausgedient, und so etwas lässt sich niemand gern gefallen.

Von dem Tag an bediente meine Mutter die Berühmtheiten. In Fabiolas Obhut wuchsen die Kunden und Kundinnen um einige Zentimeter, und sie schickte die Reichen der Stadt in buttergelben Satinsandalen mit Schmetterlingsspangen oder in spitzen Tanzschuhen hinaus. Die Kundschaft wollte die Schuhe sofort tragen und schwirrte auf flauschigen Morgenwolken aus dem Geschäft.

Fabiolas Schuhzauber sorgte stets für wissende Blicke, wenn sich Menschen auf Bällen, Vernissagen oder einer Premiere im Teatro Colón begegneten und alle auf ihren märchenhaften Absätzen schwebten. Dann umspielte ein geheimnisvolles Lächeln ihre Lippen: *Werden Sie auch von Fabiola bedient?*

* * *

Eigentlich könnte ich an dieser Stelle aufhören, so lange alles noch gut läuft. Genau da, wo Fabiola Fortschritte macht und alles glattgeht. Wenn ich weitererzähle, wird die Geschichte eine andere Wendung nehmen. Revolutionen werden Kontinente erschüttern, ich werde zur Welt kommen, und unsere Reise nach Norden wird ihren Anfang nehmen. Doch nicht einmal der stärkste Kraftprotz im Zirkus kann die Zeit anhalten. Ich rate dir also: Halte dich lieber gut fest, wenn du in den Kurven nicht rausfliegen und den Rest verpassen willst.

Ich möchte dich bis ganz nach oben auf meinen windgepeitschten Stammbaum mitnehmen. Aber zuerst eine Warnung: Es können ein paar Ungenauigkeiten

aufzutreten, und ich neige dazu abzuschweifen. Es hat mir schon immer mehr Spaß gemacht, mich auf exotische Nebenflüsse zu verirren, als mich einfach nur stur an einen festen Kurs zu halten. Diese Eigenschaft habe ich von Fabiola geerbt, und der Verstand wird mit zunehmendem Alter nicht weniger anfällig dafür, vom ursprünglichen Weg abzukommen. Damit bist du also jetzt gewarnt.

TANGOSCHRITTE

Fabiola gab ihren ersten Lohn als Starverkäuferin für ein Paar Tangoschuhe vom obersten Regal aus. *Himbeerrotes Velourleder mit Kreuzriemchen aus Madrid*. Nach Ladenschluss zog Fabiola ihre Himbeerschuhe an und machte sich auf den Weg zu den Tanzsalons des Abends. Sie kämmte ihre schwarzen Locken, strich ihr Kleid glatt und schob ihren kleinen Busen hoch. Ihre Tanzkarte füllte sich von oben bis unten, und Männerhände aller Art führten sie auf die Tanzfläche.

Hier fand sie die Grundschriffe des Lebens: Man begann ruhig und unaufgeregt mit einer *Caminata*. Normalerweise tanzte man hier ein Kreuz auf den fünften Schritt der Folge. Dann schlossen sich einige langsame *Ochos* an, nach denen man in einen halben *Giro* überging, der normalerweise in einer *Parada* auslief.

Der Tanz konnte mit einer *Media Luna*, einem *Halbmond*, aufgepeppt werden, wobei der Fuß rückwärts das Bild eines Halbmonds auf dem Boden zeichnet. Für Abwechslung sorgten *Paradas* und *Sanguichitos*, bei denen man Zeit hatte, sich gegenseitig in die Augen zu schauen, bevor das Paar in neue Schrittfolgen hinüberglitt. Die Abenteuerlustigen unter den Tanzenden konnten mit einer *Sentada* abschließen, bei der die Dame auf dem Oberschenkel des Herrn abgesetzt wird. Oder einem *Boleo*, benannt nach einer indigenen Jagdwaffe mit drei Kugeln an beiden Enden.

Wenn sich Fabiola in einer Verschnaufpause eine Zigarette anzündete, beobachtete sie die anderen Paare. Aus zwei Füßen wurden vier und plötzlich ein schnaubendes Tier in der Arena. Das Bein der Dame legte sich um die Kniekehle des Mannes und hielt den Partner kurz fest, bevor es sich sofort wieder löste und auf dem Absatz drehte.

Beine verflochten sich, oder Füße führten offen Krieg; und Fabiola lernte schnell die Schritte, die die Kräfteverhältnisse verrieten. Es gab Schuhe, die sich brüsteten, und Schuhe, die sich zierten, und für meine Mutter war es leicht vorherzusagen, ob aus einem Paar Seelenverwandte wurden. In den meisten Fällen blieb es jedoch nur bei einer kurzen Frühlingsverliebtheit der Füße, die mit einem bösen Erwachen endete.

Nach einem Wermut kehrte Fabiola wieder auf die Tanzfläche zurück. Ein Doppelschritt und auf den Vorfuß, das Bein nach hinten schwingen und dann gleiten.

Eines Tages steigerte sich das Fest ins Uferlose, und meine Empfängnis kam zustande. Da Fabiola erst siebzehn Jahre alt war, hielt sie die Schwangerschaft so lange wie möglich geheim. Am Ende setzte sie sich in den Beichtstuhl, weigerte sich jedoch, den Namen des Vaters preiszugeben. Als die Schwestern erkannten, dass wahrscheinlich nicht der Heilige Geist seine Finger im Spiel gehabt hatte hob auf den unteren Stufen der klösterlichen Hierarchie ein Murren an. Wie viel Dekadenz war in Gottes Haus erlaubt? Wieder einmal musste die Priorin einen Abstecher in die Seitenkapelle machen, um sich mit der Heiligen Madonna unter vier Augen zu unterhalten.

Die Schwestern warteten auf ein Zeichen von oben und hielten vergeblich Ausschau nach einer Katze, die miauend mit einem Wurf flauschiger Kätzchen zur Tür hereinspaziert kam. Aber nichts dergleichen geschah. In der Zwischenzeit

wuchs ich in Fabiolas Bauch, und erst zwei Wochen vor meiner Geburt im Dezember kam die Botschaft.

In der Küche sprang ein Fisch kurz vor dem Siedepunkt aus dem Topf und schlidderte durch die Klostergänge, wobei die Novizinnen hinter ihm herliefen. Der Fisch, der zur Gattung der Schwarzflecken-Kugelfische gehörte, beendete seine Rutschpartie in der Seitenkapelle. Mit nur zehn kurzen Atemzügen kann sich ein Kugelfisch bei Gefahr wie ein Luftballon aufblähen und das Dreifache seiner ursprünglichen Größe annehmen. Je nach Zubereitungsart kann der Fisch eine Delikatesse oder die letzte Mahlzeit sein. Jetzt lag der Schwarzflecken-Kugelfisch wutschnaubend dort und starrte die Nonnen an. Bei diesem Anblick traf die Priorin eine Entscheidung. Man muss die Zeichen nehmen, die man bekommt, und Jesus hegte bekanntlich eine ungewöhnliche Vorliebe für Fische und Fischer. Die Priorin erlaubte Fabiola, gesegneten Leibes im Kloster zu bleiben, verehrte ihr jedoch zugleich eine Porzellanfigur der Heiligen Madonna mit dem Jesuskind auf dem Arm, als ständige Erinnerung an die große Verantwortung, die Fabiola zu tragen hatte.

Die Jungfrau Maria war die Herzensdame des Klosters. Sie besaß die feinsten Porzellanhände, als hätte sie ihr ganzes Leben unter einem Sonnenschirm verbracht. Die Madonna war Mutter für alle, jedoch besonders für die, die keine hatten. Von da an stand die Jungfrau Maria mit ihrem leicht geneigten Kopf auf Fabiolas Nachttisch und lächelte das kleine Jesuskind auf ihrem Arm an. Diese Porzellanfigur, die meine Mutter ihr Leben lang bei sich hatte, war vielleicht ihr wichtigster Kompass, sobald das Tanzen zu Ende war.

Die Priorin überredete Señora Yvette, Fabiola nach meiner Geburt im El Palacio del Zapatos zu behalten. Aber *nur*, weil die Nonnen versprochen, sich während der Öffnungszeiten

um mich zu kümmern, und weil niemand auf der Welt so gut Schuhe verkaufen konnte wie meine Mutter.

* * *

Ich kam mit offenem Mund zur Welt. Die Priorin gab mir den Namen Carmelita, was so viel heißt wie *kleines Gedicht*. Fabiola hatte ja nicht gerade viel über meine Entstehung verraten. Trotzdem wurde ich selten anders als Lita genannt.

Meine erste Erinnerung ans Kloster sind die schwarzen Schwäne mit ihren in Stofftücher gewickelten Köpfen. Die Santa-Magdalenen-Schwestern bewegten sich anmutig zwischen den kühlen, weiß gekalkten Mauern und schwebten in ihren raschelnden Gewändern mindestens zehn Zentimeter über dem Mosaikboden. Das Schwanengesicht wurde durch den steifen Stoff an Ort und Stelle gehalten, sodass der Kopf keinen Spielraum hatte, sich kokett schräg zu legen oder den Schnabel hängen zu lassen. Der Kopf saß in Gottes festem Rahmen.

Während Fabiola zielstrebig den Füßen folgte, vertraute ich auf die Hände, obwohl es fast unmöglich war, welche zu finden, die ich festhalten konnte. Die Hände der Schwestern waren ständig beschäftigt. Sie wurden zum Gebet gefaltet, läuteten die Klosterglocke, kümmerten sich um den Küchengarten, schnitten mir die Nägel oder begossen die blauen Weinstöcke. Die Hände schenkten Wein ein, fuhren die Perlen beim Rosenkranzbeten entlang und erledigten alle Geschäfte des Tages. Jede Minute jeder Stunde hatte ihren eigenen friedlichen Platz.

Das Kloster überstrahlte eine ätherische Liebe, aber diese Liebe galt Gott. Die Hände streckten sich nach oben, und so war keine mehr für mich da, die ich hätte festhalten können. Alle ließen zu früh los. Die Schwestern waren Meisterinnen der kalten Kompressen, die sie den Kranken auf die Stirn

legten, und des Wegwedelns von Fliegen, doch Zärtlichkeiten waren den Sterbenden vorbehalten. Für die Lebenden galten andere Regeln. Zeigefinger flogen mir ohne Vorwarnung vors Gesicht, und es regnete Hände, wenn ich unartig gewesen war, was oft vorkam.

Nur die jungen Novizinnen hatten ihr Gefühlsregister noch nicht im Griff. Ihre Hände bewegten sich wie flatternde Untertitel durch ein ansonsten geordnetes Universum. Eine geheime und unwillkürliche Sprache, gefolgt von unterdrücktem Lachen. Der Kopf weiß nicht immer, was die Hände tun, und es ist schön, wenn etwas mit uns durchgeht, was wir weder verbergen noch zügeln können. Als würde man eine rebellische Lebenslinie in einer offenen Handfläche finden.

In den folgenden Jahren tanzte meine Mutter immer weiter die Nächte durch, und nach einer Weile wurde unser Aufenthalt im Kloster hauptsächlich nur noch geduldet. Obwohl ich acht Jahre alt war, überließ Fabiola den größten Teil meiner Erziehung den Nonnen. Meine Mutter bekam selbst nicht viele Stunden Schlaf.

»Schlafen kann ich, wenn ich alt bin«, sagte sie, ohne zu wissen, dass das Letzte, was man im Alter tun kann, schlafen ist.

Während die Schwestern ihr Gesicht der Ewigkeit zuwandten, hatte Fabiola der jugendliche Übermut gepackt, und sie entließ ihre Kundschaft in erwartungsfrohen Schuhen aus dem Laden.

Ich allerdings musste zu Hause bei den Nonnen bleiben. Dort ging ich mit der Bibel auf dem Kopf die Klostergänge auf und ab, um die richtige Haltung zu erlernen: kerzengerader Rücken und leicht geneigter Kopf. Wenn ich nicht gerade die Evangelien auf meinem Haupt balancierte, wurde ich von der schottischen Schwester Beatrice

unterrichtet, die ausschließlich Englisch mit mir sprach. Sie brachte mir unzählige Redewendungen bei und erzählte mir von mysteriösen Phänomenen wie Schnee und Elchen. Ich wollte alles wissen. *Warum hat Gott die Spinne erschaffen? Können Rosen schwimmen, und wo ist der Anfang der Welt?*

Abgesehen von Schwester Beatrices Unterricht war das Leben im Kloster so eintönig, dass mir gar nichts anderes übrig blieb, als Ärger zu machen. Ich war die größte Naschkatze von ganz Buenos Aires, und die Süßspeisen in der Küche waren einfach unwiderstehlich. Eines Tages konnte ich meine Naschlust nicht mehr bändigen. Eine sonnengelbe Crema Catalana stand leuchtend in einer Glasschüssel auf dem Küchentisch. Der Pudding war für einen vornehmen kirchlichen Würdenträger zubereitet worden, der später am Abend zu Besuch kommen sollte, und verführte mich mehr als das neunte und zehnte Gebot zusammen. Ehe ich es richtig mitbekam, hatte ich zwei Finger über die Nachspeise gezogen, was deutliche Schleifspuren hinterließ, die ich zu meinem Entsetzen nicht wieder glatt streichen konnte.

»Wer hat meine Crema Catalana angefasst?«, knurrte Schwester Beatrice später am Tag.

»Weiß ich doch nicht!«, schnauzte ich sie an.

»Really?« Sie musterte mich mit ihrem leicht schräg gelegten Schwanengesicht und streckte mir dann ihren ganzen Schnabel entgegen. Ich wich einen Schritt zurück, denn ich wusste, dass Schwäne, so hübsch sie auch waren, einem in dieser Stimmung leicht den Arm brechen können.

»Really!«, wiederholte ich. »Bei dem Thema fällt mir ein, ich habe heute Morgen eine große Hummel in der Küche rumfliegen sehen. Mir kam es so vor, als hätte sie mitten auf dem Pudding eine Notlandung gemacht.«

»Really?«

Aus irgendeinem Grund blieb für den Vorfall mit der Notlandung die körperliche Züchtigung aus, Schwester Beatrice erhöhte aber das Unterrichtspensum kräftig. Die Stunden im Oratorium gestalteten sich als ein kaleidoskopartiger Blick in das große Universum. Im Alter von acht Jahren lernte ich etwas über die Milchstraße und die schwarzen Löcher im Weltall. Mein Auge wurde aber auch für das kleinste Detail geschult, vor allem wenn ich das Spanisch-Englisch-Wörterbuch von Schwester Beatrice mit der Lupe studierte.

Am Anfang war das Wort. Ein Wort gab das andere, und bald kollidierten sie in einem wütenden Ameisenhaufen. Ich stieß auf Sätze mit Puffärmeln und auf Wörter, die nie an die frische Luft gingen. Im Lauf der Zeit wurde mir dabei klar, dass die englische Sprache immer dazu neigt, ihre Pfeife zu stopfen, bevor sie spricht. Im Gegensatz zum Spanischen, wo die Geschlechter miteinander Fandango tanzen.

Aus mir wurde so etwas wie eine Sprachspionin, und am Ende befruchteten sich mein Spanisch und mein Englisch gegenseitig. Ich bewahrte alle meine nutzlosen Vokabeln in einer besonderen Rumpelkammer im hinteren Teil meines Gehirns auf.

Eine altkluge Tochter mit einer tanzwütigen Teenagermutter sorgt für Konflikte, denn gleichzeitig war ich auch nur ein kleines Mädchen, das Fabiola ganz für sich allein haben wollte. Allerdings hatte meine Mutter mein Gejammer schnell satt.

»Basta, Lita! Du sollst dem Affen keinen Zucker geben!«, bekam ich zu hören, wenn meine Unterlippe zitterte, ein sicheres Zeichen, dass ich kurz davor war, in Tränen auszubrechen.

Fabiola war eine langbeinige Katze, die in den Hinterhöfen von Buenos Aires fauchte, miaute und sich die Pfoten leckte. In ihrem Kielwasser versuchte ich diesem Beispiel zu folgen.

Ein schwanzwedelnder Golden Retriever, der ihr in der Hoffnung auf ein Leckerli hinterhertrottete. Ein gelber Welp, der immer wieder vergaß, dass man früher oder später immer einen Klaps auf die Schnute bekommt oder einem am Fell gerissen wird. Eine Katze ist nun einmal eine Katze. Dennoch ging ich mit, zumindest am Anfang.

* * *

Es war strengstens verboten, den alten Schuhkarton meiner Mutter zu öffnen. Jenen, in dem ihr unbekannter Vater sie einst vor dem Kloster abgestellt hatte. Jetzt stand der Karton unter unserem Nachttisch, zugebunden mit einem blauen Band. Er war Fabiola heilig, und ihr wäre es aufgefallen, wenn ich hineingeschaut hätte, genauso sicher, als wenn ich in ihr Innerstes eingedrungen wäre.

Auch die Schuhe meiner Mutter anzuprobieren, war verboten, vor allem, wenn sie nicht zu Hause war.

»Wer hat meine Tangoschuhe angehabt?«, fragte sie eines Tages. »Warst du das, Lita?«

»Nein!«, antwortete ich empört.

»Das sehe ich doch! Die Schuhspitzen sind mit Crema Catalana verschmiert.«

»Ach was.«

»Du warst das also nicht?«

»Nein!«

»*Madre mia* ... Was für ein Quatsch!«

»Nein, das war Ei!!«

»Ei?«

»Ja, er wollte das. Ich habe alles versucht, ihn davon abzuhalten. Aber Ei macht, was er will!«

Ich weiß nicht, woher er kam, aber plötzlich war Ei da. Notlandende Hummeln hätten bei Fabiola nicht gereicht, da brauchte ich etwas Stärkeres.

Ich stolpere nach draußen. Luft. Als ich nach Wasser frage, werde ich ausgelacht.

»Wasser ist für Amateure.«

»Wer nicht kotzt, trinkt nicht am Limit.«

Ich lehne mich gegen die Mauer. Sie bebt in meinem Rücken. Ich schließe die Augen, und als ich sie wieder öffne, sehe ich Olli, sein Arm um Annas Hüfte.

Unter den Pfiffen seiner Freunde gehen sie den Feldweg hinunter in die Nacht. Kurz bevor die Dunkelheit sie verschluckt, dreht Olli sich noch einmal um, schmeißt sich die blonden Haare aus dem Gesicht. Lächelt. Und formt dann hinter Annas Rücken das Victory-Zeichen.

drei

Ich schlage die Augen auf und weiß sofort, dass etwas anders ist als sonst.

Es ist hell. Viel zu hell.

Schnell kneife ich die Augen wieder zu, ziehe die Decke höher bis zum Kinn, dann über mein Gesicht und will auf der Stelle wieder einschlafen. Doch es ist zu spät.

Mein Kopf pocht. Süßlicher Geschmack im Mund, und das verdammte Licht dringt sogar durch den dicken Stoff.

Warum hat meine Mutter die Rollläden nicht heruntergelassen? Das macht sie normalerweise immer, selbst mitten in der Nacht, selbst wenn ich schon schlafe und egal ob ich von dem Lärm aufwache. Seit der Ahlo mal durchs Wohnzimmerfenster eingestiegen ist, wache ich im Dunkeln auf. Seitdem herrscht Rollladenzwang.

Meine Mutter verließ den Ahlo, als ich zehn war. Danach ging es uns etwa ein Jahr lang wirklich gut, und wir dachten, wir würden ihn nie wiedersehen. Doch dann saß er eines Tages einfach auf der ausgeklappten Schlafcouch.

Alles war, wie wir es am Morgen zurückgelassen hatten. Die Bettdecke meiner Mutter zerwühlt, Brotkrümel auf dem Couchtisch, und auch der Ahlo sah seltsamerweise aus, als gehörte er dazu. Als hätten wir ihn nur versehentlich vergessen, und er wäre jetzt zurück.

Er sagte nichts, kein einziges Wort, und war auch sonst vollkommen lautlos, kein Atmen, kein Schlucken. Ich weiß bis heute nicht, ob ich mir das nur eingebildet habe, aber ich konnte ihn einfach nicht hören. Er war wie ein Geist,

saß nur da und sah uns an, und in mir raste die Angst, obwohl gar nichts passierte.

Erst nach einer gefühlten Ewigkeit stand er auf, ging wortlos an uns vorbei und verschwand im Flur. Kurz darauf krachte es dumpf von der Haustür. Meine Mutter sackte auf die Knie, hielt sich den Kopf und murmelte: »Ich glaube, ich habe Migräne.«

Ich fragte, was das sei, und sie antwortete: »Wenn alles schwarz wird.«

Damals stand sie zum ersten Mal drei Tage lang nicht auf, redete kaum, aß nicht. Ich blieb zu Hause, kümmerte mich um Ben und fragte mich, ob sie wirklich Migräne habe, denn eigentlich sah sie nicht aus, als hätte sie Schmerzen. Eher so, als hätte sie nun keine Schmerzen mehr.

Das war aber nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war, dass ich mich, als er auf einmal im Wohnzimmer saß, im ersten Moment gefreut hatte, meinen Vater zu sehen.

Ich schlage die Decke zur Seite, es blendet, ich wälze mich auf die andere Seite, versuche es erneut, ziehe die Decke zurück über mein Gesicht, aber es nützt nichts.

Denk an was Schönes, sage ich mir. An Erdbeereis zum Beispiel, an Hundewelpen oder Hitzefrei. Aber natürlich denke ich jetzt an Ollis Finger, die das Victory-Zeichen formen. Freeze. Standbild in Großaufnahme.

Ich kneife die Lider zusammen und öffne sie wieder. Keine Chance, das Bild bleibt, und ich muss es mir ansehen, weil es nur in meinem Kopf existiert oder in meinem Herzen oder wo auch immer, jedenfalls verschwindet es nicht. Ich drehe mich auf die Seite, ziehe die Beine an die Brust und drücke die Knie in meine Augenhöhlen, bis es flimmert.

*

Erst als das Klingeln des Telefons durch meine Zimmertür dringt, stehe ich auf, irgendwann am Nachmittag. Der Himmel vor dem Fenster ist so blau, so wolkenlos perfekt, er kommt mir vor wie eine Kulisse. Auch das Wohnzimmer ist sonnengeflutet, und über dem Telefontisch schweben Staubpartikel im Licht.

Ein Blick auf das Display, und mein Herz stolpert, obwohl ich es erwartet, vielleicht sogar gehofft habe. Ich nehme den Hörer ab, weil ich es nicht schaffe, es nicht zu tun.

»Was war los, du warst plötzlich weg?«, fragt Olli.

»Karo ging's nicht gut. Wir sind nach Hause, ein Sturz, zweimal Kotzen«, sage ich und erwähne nicht, dass einmal davon ich war.

»Ach so«, antwortet er und fragt, ob ich heute mit ins Clubhaus am See komme, wo wir unsere Freitagabende verbringen, seit wir sechzehn sind und nicht mehr neben unseren Eltern auf der Wiese campen. Den ersten Rausch, den ersten Kuss, den ersten Absturz nach drei Alkopops, alles habe ich dort erlebt.

Etwas in mir möchte Ja sagen, noch immer und trotz allem, und als mir das klar wird, schäme ich mich dafür und quetsche das Telefonkabel in meiner Faust.

Ich sage: »Ich muss erst noch eine Glühbirne für den Kühlschrank kaufen, und dann muss ich heute Abend auf Ben aufpassen.« Beides gelogen.

Er sagt: »Du musst zu oft auf Ben aufpassen.«

Ich sage: »Es gibt Leute, die müssen zu Hause helfen.« Wahrheit.